

Als ihr abenteuerliches Leben kein rechtes Betätigungsfeld mehr fand, ergab sie sich mehr und mehr einem fürchtbaren Vostor, das so vielen hochbegabten, aber durch nervenaufreizende Tätigkeit übererregten Menschen zum Schicksal wird. Als schwere Morphinitin und Kokainistin wurde sie kürzlich in eine große deutsche Heilanstalt aufgenommen. Die einst so schöne, keusche Frau trägt tiefe Spuren eines unaufhaltsamen Verfalls, den ihr ein schweres Geschick nach aufregendstem Lebensverlauf bestimmt hat.

Affengeschichten.

Der Kosmos-Verlag, Gesellschaft der Naturfreunde (Frankfurter Verlagshandlung, Stuttgart), hat in der Reihe der von ihm herausgegebenen Tierliteratur ein neues Buch erscheinen lassen, das geeignet ist, insbesondere Kindern die verschiedensten Geschöpfe der großen weiten Natur in ihren Gewohnheiten und Eigenheiten kennen und lieben zu lernen. (100 Tiergeschichten. Von Klara Heyner. Preis in Ganzl. geb. 2.50 Mk.) Von allerlei den Kindern bekannten und unbekannteren Tieren wird hier reizvoll und anmutig geschildert, von Tierkindern Tierfreundschaften, von der Mutterliebe bei den Tieren, von Papageien, Affen, Elefanten, Vögeln, Hunden, Käfern und noch vielen anderen Geschöpfen. Mit Erlaubnis des Verlages entnehmen wir dem empfehlenswerten Buche nachstehende Affengeschichten:

Fräulein Pavian.

Ein Beamter, der schon dreißig Jahre in Südwestafrika lebte, erzählte, wie schlau die Affen es anfangen. Keine Vögel, Krähen, Tauben zu fangen. Ramentlich ein Fräulein aus der Familie Pavian hat eine große Kunstfertigkeit darin, sich der Hühner zu bemächtigen. Sie warf ihnen Futter hin und hat dann scheinheilig so, als ob nichts in der Welt sie angänge als die Säuberung ihres Felles. Die Hühner saßen laut und kamen näher und näher, bis Fräulein Pavian blitzschnell zugriff und der schreienden Gefangenen die Federn ausrupfte.

Natürlich hatte die junge Dame, wie alle Affen, eine Leidenschaft für Käseherren. Was auf dem Tisch oder Büfett herumstand, ward selbstverständlich sofort von ihr ergattert. Aber sie brachte es auch fertig, aus dem Schlüsselbund den Büfett Schlüssel herauszufinden, sich die Fächer aufzuschließen und vergnügt mit ihrem Raub davonzuspringen, nicht ohne die Tür hinter sich zugeklappt zu haben.

Da sie nun nicht gerade bescheiden war, sollte ihr das Handwerk gelegt werden. Wir fanden es also sehr praktisch ihr ein Halsband anzulegen mit einer daran befestigten Klingel, die ihre Anwesenheit zu jeder Zeit verriet. Fräulein Pavian war anfangs erzückt von diesem Spaß und konnte nicht genug herumspringen, um die Klingel recht in Bewegung zu setzen. Bald aber merkte sie, daß ihr Spielzeug sie in der Erlangung ihrer schuldigsten Wünsche bedenklich hinderte. Wir sahen sie nun fortwährend an ihrem Halsband ziehen und gerren und konnten uns das nicht erklären, da sie doch anfangs so stolz auf ihren neuen Schmuck gewesen war. Aber die Auffklärung sollte bald kommen: durch das Zerren hatte sich das Halsband gedehnt und man nahm Fräulein Pavian, wenn sie auf Raub ausging, einfach die verräterische Klingel in's Maul. War ihr der Diebstahl geglückt, so ließ sie das

Glöckchen fahren, stopfte ihren Vorrat ins Maul und unter triumphierendem Geklingel ging es auf einen Baum, wo sie ungestört ihre Beute verzehrte.

Allgemeines Zähneputzen

Ein Schiff ging einmal vor einem Fluß Südamerikas vor Anker, ziemlich nahe einem waldigen Ufer. Jeden Morgen, wenn die Matrosen auf Deck sich wuschen, pflegten einige Affen aus dem Walde herauszukommen und

aufmerksam zuzusehen. Ramentlich einer der Matrosen, der sorgfältig seine Zähne bürstete, schien ihr Interesse zu erregen, und nicht lange, so verjuchten sie, ihm das nachzumachen. Ein paar Tage vergingen, da sahen die Matrosen eines Morgens nicht zwei oder drei, sondern eine ganze Herde von Affen sich ihnen gegenübersehen und zugleich mit dem reinlichen Matrosen ihre Zähne zu putzen; die Bürsten, die sie dazu benutzten, waren Hölzchen, Stroh und was sie sonst dafür geeignet fanden.

Das Tanzmädchen der Wüste.

Ihre Heimat ist das steirige, über tausend Meter hohe Steppenplateau der Medjana in den algerischen Bergen: Im Winter brausen Schneestürme über die iden Sandweiden die im Sommer den Schaf- und Kamelherden nur mageres Futter geben. Wanderdünen wechseln mit tief eingerissenen Bachläufen, stundenweit kein Haus, keine Ortschaft, die wüsten, baumlosen Steinflächen, zwischen denen der Chott Hodna, ein riesiger Salzsee, blinkt.

Aus dieser wüstenabgeschiedenen Bergesamkeit liefert das Hirtenvolk der Ouled Raïls seit Jahrhunderten: die lässliche Weiblichkeit für ganz Algerien: Liefert keine zwölf- bis vierzehnjährigen Töchter wie eine Ware an die arabischen Menschenhändler, die in jedem Frühjahr in die kleinen Dörfer hinaufsteigen, Musterung halten, feilschen und bei bevorstehenden Mädchen einander überbieten, denn diese großen, schlanken Bergmädchen mit den selten-schönen Augen, dem edlen und wie gemeißelten Profil und dem herben Mund sind das Entzücken aller Männer des nordafrikanischen Tieflandes, sie sind auch die besten Tänzerinnen; alle arabischen Tanzcafés, von Algier bis zum kleinsten Dajemest, haben ihre Ouled Raïls. Fast jedes dieser Cafés bietet das gleiche Bild: An den Wänden hocken Neger, Spahis, Turkos, Araber in weißen Burnussen auf den gepolsterten Divanpuzen, auf dem Podium lärmt die obligate, wilde Regemusik, in der Mitte tanzt die Ouled Raïls in dem grauen Dunst von Tabak und dem Qualm des offenen Küchenherdes ihren uralten Bauchtanz. Sie tanzt in langen, greifartigen enganliegenden Tüchern, die bis zu den Knöcheln reichen, Arme und Schultern sind rot und blau tätowiert, Arm- und Fußgelenke kirren von Gold- und Silberspannen. Ketten von Goldmünzen um den Hals, Goldschmuck auch im Haar — so tanzt sie langsam an den Männern vorbei, streift mit den Händen flüchtig an die Gesichter, fängt die Silberfranken und die Fünzig-Centimesstücke, die ihr zugeworfen werden, geschickt auf, drückt sie zum Zeichen des Dankes an die Sten, wirft jedes Kupferstück verächtlich zurück. Mancher Kameltreiber opfert hier den Verdienst einer ganzen Karawanenreise, um sich durch Zuwerfen von Silberfranken die Gunst der schönen Ouled-Raïl-Hatma oder Ouled-Raïl-Zaïana zu erkauften.

Die weniger tanzbegabten Mädchen hausen in den Ouled-Raïl-Bierteln. fast jede algerische Stadt besitzt einige dieser seltsamen Wäghen. Von den Holzbalkons der großbaunt getünchten Häuser hängen Teppiche herab, auf den Balkons und vor den Haustüren sitzen die Ouled Raïls, die meist Blausung, wenig sauber, dafür mit Schmutz überladen, spielen Karten, rauchen und singen. In der Nacht leuchten bunte Ampeln über den Türen, Scharen von Männern streifen durch die Gassen, plaudern mit den Mädchen vor der Türe und trinken mit ihnen Kaffee, denn die Ouled Raïls sind keineswegs

berachtet und werden auch von dem vornehmsten Araber mit größter Höflichkeit behandelt.

Mit zwanzig, höchstens fünfundsiebzig Jahren ist die Laufbahn der Ouled Raïls beendet, sie verblühen unheimlich rasch und müssen dem drängenden Nachwuchs Platz machen. Und jetzt beginnt der seltsamste und unbegreiflichste Abschnitt dieses abenteuerlichen Lebens einer Ouled Raïl: Was nicht in den Hospitälern von Algier oder Constantine verkommen ist kehrt schmuckbeladen in die Berge zurück und — heiratet! Je reicher an Geldmünzen und Goldspannen, um so angesehener ist sie bei den Männern des Ouled-Raïl-Stammes. Die begehrten Tänzerinnen der arabischen Cafés mecken dann in der Einsamkeit der algerischen Hochebene wieder wie in ihrer Jugend die Schafe, spinnen Wolle für die Teppiche und finden es ganz selbstverständlich, daß die schönste ihrer Keinen Töchter eines Tages in einem Ouled-Raïl-Biertel sitzen oder zu den Trommeln der Neger tanzen wird!

Volkmar 3 r o.

Taranteln und Skorpione.

Die Tarantel ist bei uns sprichwörtlich, „Wie von der Tarantel gestochen“, — die wenigsten aber werden sich wohl eine Vorstellung von diesem recht unympathischen Tier machen. Die Tarantel ist keine Spinne, wie wohl die meisten glauben, sondern gehört zur Ordnung der Bandweber, die einen kackigen Körper mit Ringen haben. Sie können sich sehr rasch und schlängelnd vorwärtsbewegen, sind lichtscheu und halten sich am Tage hinter Baumrinden und unter Steinen versteckt und gehen erst bei Nacht auf Raub aus. Manche dieser Bandweber leuchten im Dunkeln. Sehr viele erreichen eine bedeutende Länge, und ihr Biß kann, da die Mundwerkzeuge mit großen Giftdrüsen verbunden ist, sogar den Tod eines Menschen herbeiführen. Das Volkswort müßte also richtig heißen: wie von der Tarantel gebissen.

Die Tarantel ist übrigens nicht der einzige der Niederfüßler, dem der Mensch aus dem Wege zu gehen hat. Es gibt auch verschiedene Spinnen, die sehr giftig sind und deren Biß für den Menschen schmerzhaft und schädlich, wenn auch nicht gerade tödlich ist. Die schädlichen Spinnen finden wir vorwiegend in den tropischen Ländern.

In tropischen Gegenden kennt und fürchtet man auch den Sandfloh, der ursprünglich in Südamerika heimisch war. Er hat die unangenehme Eigenschaft, sich — das gut besonders von den trächtigen Weibchen — in die Fuge des Menschen einzubohren und hier seine Eier abzulegen. Schlimme Geschwürbildungen und Entzündungen sind die Folge.

Aber auch diese Stöckerfiede werden im Haushalt der Natur ihre Aufgabe zu erfüllen haben, und es wäre vielfach falsch, sie nur mit mißgünstigen Augen anzusehen.

Das menschliche Leben.

Eine chinesische Legende von W. Karzil.

Als der Herrgott die Welt erschaffen hatte, kam der Mensch zu ihm und sagte:

„Du hast mich als Menschen geschaffen, o Herr! Sage mir nun, wieviel Jahre ich leben werde, wie ich leben, wovon ich mich erhalten und wie ich arbeiten soll?“

Da sagte der Herrgott:

„Du wirst dreißig Jahre leben; essen sollst du alles, was dir schmeckt. Deine Arbeit wird darin bestehen, daß du über alle Erdgeschöpfe herrschen wirst.“

„O Herr!“ sagte der Mensch. „Ich danke dir für den angenehmen Anteil, der mir geschenkt wurde. Aber du hast mir nur wenige Jahre zum Leben gegeben.“

Der Herrgott lächelte.

„Gehe fort von hier, stelle dich dort in die Ecke, wir werden dann noch miteinander sprechen.“

Dann kam der Stier zu Gott:

„Du hast mich als Stier geschaffen, o Herr! Sage mir jetzt, wovon ich mich ernähren soll, worin meine Arbeit bestehen wird, und wie lange ich leben werde.“

„Siehst du den Menschen der in der Ecke sitzt? Er wird über dich herrschen. Zum Fressen wirst du Heu und Stroh bekommen, und leben wirst du dreißig Jahre.“

Der Stier erschrak:

„O Herr, ich werde kein schönes Leben haben, du hast mir auch viel zuviel Jahre zum Leben beschieden. Nimm einige von ihnen zurück.“

Als der Mensch, der in der Ecke saß, dies hörte, flüsterte er dem Herrgott zu:

„Nimm dem Stier einige Jahre weg und gib sie mir!“

Der Herrgott schmunzelte und sagte:

„Wohlan, ich werde dem Stier zwanzig Lebensjahre abnehmen, du kannst sie deinen

dreißig Jahren beifügen. Du wirst also fünfzig Jahre leben.“

Der Hund kam:

„O Herr, dein Wille hat mich als Hund geschaffen. Wieviel Jahre sind mir bestimmt, welche Arbeit muß ich verrichten und womit werde ich mich ernähren?“

„Siehst du den Menschen dort in der Ecke? Er wird dein Herr sein; fressen wirst du die Knochen und die Abfälle von seinem Tische, du wirst sein Vermögen bewachen, und dein Leben wird dreißig Jahre dauern.“

Der Hund erschrak:

„Ein sehr schlechtes Leben. Zu viele Jahre hast du mir beschieden, o Herr! Wenn es doch abgekürzt werden könnte!“

Als der Mensch in der Ecke dies hörte, flüsterte er dem Herrgott zu:

„Nimm einen Teil seiner Lebensdauer und gib ihn mir!“

Der Herrgott lächelte:

„Dein Wille geschehe. Dir, Hund, werde ich zwanzig Jahre wegnehmen, dir Mensch, werde ich zwanzig zulegen.“

Und so kam es, daß der Hund zehn und der Mensch siebzig Jahre lebt.

Nur die ersten dreißig Jahre lebt der Mensch sein menschliches Leben: er arbeitet nach Kräften, erfreut sich seines Daseins, er ist lustig und amüsiert sich. Die nächsten zwanzig Jahre lebt der Mensch ein Ochsenleben: er arbeitet über die Kräfte, häuft Reichthümer an, er gibt sich Mühe recht viel für das Alter zusammenzuraffen. Und die letzten zwanzig Jahre lebt der Mensch ein Hundeleben: was er zusammengerafft hat, bewacht er ängstlich, er gibt niemandem etwas davon; das Leben freut ihn nicht mehr, er ist nur darauf bedacht, daß ihm nichts genommen werde und daß ihn niemand beleidige.

Die Sonnenflecken.

Die Astronomen versichern, daß niemals so viele Flecken in der Sonne gewesen sind wie in diesem Oktober, und da wir nun einmal in unserem Wohl und Wehe von diesem Himmelsgestirn abhängen, warum sollten wir nicht diese „Flecken“ als „Prügelknaben“ benutzen, dem wir die Schuld an allem auf dieser Erde geben, das uns nicht gefällt. Man darf fragen, wofür die Sonnenflecken nicht verantwortlich gemacht worden sind, seit man die Aufmerksamkeit auf diese Erscheinungen gelenkt hat. Die magnetischen Stürme, die ihren Höhepunkt erreichen, wenn diese Sonnenflecken erscheinen, sind noch das geringste der Uebel, das man in ihrer Gefolge erwartet. Die Größe und Dauer der Sonnenflecken ist in den letzten Jahrzehnten eingehend studiert worden, und man hat gefunden, daß beträchtliche Schwankungen vorkommen. Die längste Zeitdauer, die ein Flecken auf der Sonne verharret und sichtbar war, betrug 18 Monate. Dieser hartnäckige Flecken wurde im Jahre 1841 festgestellt. Der größte Flecken, dessen Durchmesser man auf fast 100.000 Kilometer schätzte, zeigte sich im Jahre 1928. Photographien, die täglich von der Sonne gemacht werden, enthüllen, daß einige Flecken quer über die Oberfläche der Sonne wandern, und nachdem sie an ihrem östlichen Ende verschwunden sind, am westlichen Rande wieder auftauchen. andere kehren niemals wieder, nachdem sie unsichtbar geworden sind. Die Sonnenflecken bestehen gewöhnlich aus einem schwarzen unregelmäßig geformten Kern, der von einem grauen

Sof umgeben wird; sie stellen eine Art Ausbuchtung der Sonnenscheibe dar, und wenn sie sich dem Rande nähern und dabei leicht „umkippen“, hat der Gelehrte die beste Gelegenheit, mit dem Fernrohr ihren Bau zu beobachten. Seit zuerst von dem deutschen Astronomen Schwabe für die Häufigkeit dieser Flecken eine Periode von 11 Jahren und dann genauer von 11,1 Jahr festgestellt wurde, hat man diesen Zyklus zur Erklärung mannigfacher Erscheinungen, besonders der Witterungsvorgänge benutzt und hat überhaupt eine Periodizität vieler Vorgänge auf der Erde nachweisen wollen. Aber alle diese Behauptungen stehen doch noch auf schwachen Füßen, und je weniger man eigentlich von dem Einfluß der Sonnenflecken auf die Ereignisse auf unserer Erde weiß, desto leichter kann man ihnen die Schuld an allem möglichen aufbürden.

Ueberraschendes aus der Welt der Parfüme.

Gleich den schmeckenden Substanzen entfalten viele Niederverbindungen ihre Wirkung erst in großer Verdünnung, und manches künstliche Parfüm wurde erst im Ausgabeboden des Laboratoriums entdeckt.

Als ein Chemiker am Tage nach dem Fortgehen der „indifferenten“ Lösung das Zimmer betrat, strömte ihm ein lieblicher Geruch entgegen, als hätte ihm wer einen Strauß Blumen auf den Tisch gestellt. Aber nichts dergleichen war zu entdecken, und als er der Quelle

des Geruchs nachging, fand er, daß der vorläufige Ausguss wie ein Reschabeet duftete.

Auch die Lieblichkeit des Charakters kommt zumeist erst in starker Verdünnung zum Ausdruck, so wie die Farben nicht in ihren Tuben, sondern erst verdünnt ihre Leuchtkraft offenbaren. Konzentriert riecht Vanillin nach altem Papier, Reseda nach Petrich, Kumin riecht in starker Konzentration nach Leder, in mittlerer Verdünnung nach Heu, und erst bei weitgehender Zerstreuung im Raum entwickelt es die „Blume“ des Waldmeisters.

Manche Duftstoffe sind sehr flüchtig, so der Aether oder die rangig riechenden Fettträuer, daher riecht, wie die Bulgärsprache es ausdrückt, das ganze Haus, wenn irgendwo ein Mieter mit altem und daher leicht zerfetzlichem Fett in der Pfanne einen Eierkuchen brät. Andere Gerüche haften dafür aber stark, so daß Naphthalin, das „schwer aus den Kleidern zu bringen ist“, oder das Moschus. Reseda ist flüchtig und daher das Parfüm gut für „die Wirkung in der Ferne“, der Duft der Tuberoze dagegen schmiegt sich an und „gibt seiner Trägerin den intimen Reiz einer persönlichen Atmosphäre“, die nur jener genießt, der sich ihr bis auf Hauchnähe nahen darf.

Schwarzen Stoffen haften die Gerüche am stärksten an, es folgen in abnehmender Reihe blau, grün, rot, gelb weiß — Unterschiede, die vermutlich mit gewissen physikalischen Eigenschaften einerseits der Farben, andererseits der Duftstoffe zusammenhängen. Duftstoffe verschlucken sehr stark Wärme. Eine mit Parfüm geschwängerte Luft absorbiert die Sonnenwärme 30mal, Thymiannduft 68mal, Anisduft 372mal so stark wie die reine Atmosphäre. Das stärkste aller Parfüme ist der Moschus. Wenn der Jäger dem erlegten Moschustier die Duftdrüsen ausschneidet, muß er sich Mund und Nase verbinden. Moschusextrakt riecht man noch in einer flüssigen Verdünnung von 1 : 2.000.000.000, d. h. ein Teelöffel verteilt auf 10 Millionen Biterflaschen. Dieser eine Teelöffel Moschusextrakt reicht hin, um jedem Menschen auf Erden ein kleines flüchtiges Moschusparfüm zu überreichen.

Wieviel Tier- und Pflanzenarten gibt es?

Die Frage nach der Zahl der Tier- und Pflanzenarten ist heute, da die Erde angeblich „durchforscht“ ist, viel schwerer zu beantworten, als noch vor wenigen Jahrzehnten. Damals ließ sich befriedigend angeben, wieviel Arten der einzelnen Gruppen bekannt und mit Namen versehen waren. Ende des vorigen Jahrhunderts dürften ungefähr 300.000 Tierarten und 200.000 Pflanzenarten einschließlich der einzelligen Lebewesen bekannt gewesen sein. Professor Wolff gab jüngst eine dankenswerte Zusammenstellung, in der er die Zahlangaben einer neuerlichen Prüfung unterzieht. Wolff gibt die Zahl der heute bekannten Tierarten mit 465.000 an, davon 173.000 Käfer, 60.000 Schmetterlinge, 55.000 Hautflügler, 41.000 Zweiflügler (Bliegen usw.), 53.000 sonstige Insekten. Die Zahl der Wirbeltiere wurde schon 1866 mit 24.700 Arten angegeben. Man sieht also, daß außer den Insekten, Wirbeltieren, Weichtieren nicht viel für die kleinen und weniger „durchforschten“ Tiergruppen übrig bleibt. Für die höheren Pflanzen hat Thomas vor einigen Jahren die Zahl von 149.500 Arten angegeben. Außerdem sind etwa 70.000 bis 80.000 Pilze, Farne und Moose bekannt. Die Gesamtzahl der heute unterschiedenen systematischen Arten des Tier- und Pflanzenreiches der Erde beträgt demnach annähernd 700.000.

Was mancher nicht weiß.

Der englische Journalist Arthur Brisbane, der seitartikler der Hearst-Presse ist, erhält für seine vier bis sechs vierzigseitigen Artikel, die er in der Woche schreibt, im Jahr 300.000 Dollar, während der Präsident der Vereinigten Staaten nur 100.000 Dollar im Jahr an Gehalt bezieht.

Im 17. Jahrhundert bestrafte man uneheliche Mütter dadurch, daß man sie zwang, in kurzen, oder hinten ausgeschnittenen Röcken herumzulaufen. Noch im Seligenstädter Landrecht vom Jahre 1690 heißt es wörtlich: „Und die frabe sol den Jun um die Kirchen tragen, wollen und barfuß und sal man ir har hinden an den haubet abgeseindnen und ir roß hinden abseindnen.“ — Die Zeiten haben sich geändert.

Mussolini hat kürzlich in Italien nicht nur die öffentliche Hinrichtung wieder eingeführt, sondern auch den Ehebruch unter sehr harte Strafe stellen lassen. Wer dort zukünftig die Ehe bricht, wird mit 15 Jahren bis zu lebenslänglichem Gefängnis bestraft. Ob aber deshalb der Ehebruch in Italien aufhört?

Unsere gewöhnliche Stangenbohne wächst in Norddeutschland ohne jedes künstliche Zutun in der Stunde reichlich zwei Millimeter.

Die öffentlichen Pariser Badeanstalten und Schwimmbäder müssen, einer Verordnung aus der Zeit Napoleon I. zufolge, Montags geschlossen bleiben.

Auch das Meer ist bewohnt. Man hat schon versucht, festzustellen, wie viele Menschen sich zu gleicher Zeit auf dem Meere befinden. Solche Berechnungen haben ergeben, daß auf 1000 Quadratkilometer des Atlantischen Ozeans zwei Menschen kommen; für die Nordsee beträgt die entsprechende Zahl sogar 16 und im Kanal 70. Vergleicht man damit dünnbevölkerte Gebiete der festen Erdoberfläche, so ist die für die verschiedenen Meere festgestellte „Bevölkerungsdichte“ gar nicht so gering. In West-Australien zum Beispiel kommen auf 1000 Quadratkilometer 130 Einwohner. Andere Gebiete, wie Grönland, Teile von Kanada oder Wüstengebiete, sind noch dünner besiedelt. In Deutschland kommen auf 1000 Quadratkilometer 135.000 Einwohner, in Belgien sogar 250.000 Einwohner.

Expedition nach einem Ur-Insekt. Eine Expedition, die von drei weiblichen kanadischen Entomologen, den Damen Marjory, Ford, V. Hamilton und Abidi, geleitet wird, ist jetzt von Banff im Staate Alberta aufgebrochen, um nach einem merkwürdigen Ur-Insekt zu suchen, der Gryllloblatta. Dieses Tier stellt eine primitive und ungewöhnliche Form des Insektenlebens dar, die sich noch aus dem Eiszeitalter erhalten hat, als der Kontinent unter Gletschern begraben war. Es hat sich den Bedingungen der Eiszeit angepaßt und lebt seitdem auf den moosigen Schichten am Fuße der Gletscher. Das Insekt wurde zuerst vor einigen Jahren von Dr. S. W. Walker am Sulphur-Gebirge in der Nähe von Banff gefunden, aber nur in ganz wenigen Exemplaren. Es gibt überhaupt nur zwei oder drei Orte in der Welt, an denen das Insekt noch zu finden ist, und die Hauptfundstätte ist am Moranensee, dessen schone Gletscher eine der Hauptgegenwärtigkeiten der Kodies ist. Dieses Ur-Insekt stirbt sofort, wenn es einer Temperatur ausgesetzt wird, die höher als 10 Grad über dem Gefrierpunkt liegt; es fühlt sich am wohlsten im Eis und kann nur in Eisstrüden und unter dem Einfluß einer Kühlmaschine transportiert werden. Die Damen wollen nun die Lebensgewohnheiten dieses interessanten Leberrestes aus fernere Vorzeit genau studieren.

Betteres.

Unter Freunden. „Schon lange habe ich darüber nachgedacht, womit ich meine Frau zu Weihnachten besonders überraschen laun.“ — „Schenk ihr gar nichts. Das wird sie am meisten überraschen!“

Berechtigter Wunsch. „Rammie, bekomme ich nicht bald ein kleines Schwesterchen?“ — „Warum denn?“ — „Ach, es ist so langweilig, immer bloß die Kage zu quälen.“

Schreden. Ich bin seit ein paar Tagen in Berlin. Als ich gestern nacht gegen zwei, in mein Hotel zurückkehrte, stand auf dem Bodest des ersten Stockwerks ein Mann; ein Mann, der mangelhaft bekleidet war und seine Siebensachen unterm Arm trug; Angstschweiß stand ihm auf der Stirn; und er schrie: „Kälner! Kälner! Aber Kälner!“ Endlich meldete sich wer. „Kälner!“ — „Ja, was wollen Sie denn?“ — „Aber Kälner! Meine Kälnung! Ich lasse mir nicht gefaalen Ich gehe auf Kabinett — steht: „Bitte ziehen!“ Ich ziehe — kommt mit großem Gepoolter Waasser durch ein Rohr. Was sind das für Biye, einen Kavalier so erschreden?“

Auf der Wache. „Herr Kommissar, ich hatte gestern Anzeige erstattet, daß mir meine Brieftasche gestohlen worden ist. Es war ein Irrtum, ich habe sie wiedergefunden.“ — „Da kommen Sie zu spät. Der Dieb ist schon verhaftet worden.“

Märchen. Der Lehrer liest den Kleinsten der Kleinsten ein Märchen vor. Dann fragt er: „Wie nennt man eine frei erfundene, eine fast ungläubliche Geschichte?“ — Antwortet der kleine Fabrikantensohn: „Eine Steuerbilanz.“

Der Professor. Vermieterin: „Frieda, hat der Professor schon sein Frühstück bekommen?“ — „Ich weiß nicht.“ — „Dann fragen Sie ihn.“ — „Ich habe schon, aber er wußte es auch nicht.“

Neugierig. „Wer hat denn das Pulver erfunden, Herr Lehrer?“ — „Wie kommst du denn zu dieser Frage?“ — „Ich möchte es gern wissen, weil mein Vater gesagt hat, Sie hätten es auch nicht gerade erfunden.“

Hausrezepte

Kupfer- und Messinggegenstände. Dergleichen Gegenstände, welche in der Küche gebraucht werden, sollte man nicht mit Essig und Salz oder Puzwasser reinigen. Sie behalten lange ihren schönen Glanz, wenn sie mit Rollen oder entsäuerter Milch angeköcht und kalt gespült werden.

Sämischerbandschuhe verlieren ihre Farbe nicht, wenn man sie in Wasser wäscht, in welchem über Nacht eine Apfelsinenschale gelegen hat.

Kopierstiftflecke erlassen schnell, wenn sie abwechselnd mit Essig und Spiritus betupft werden. Mit lauwarmem Wasser nachgewaschen, verschwinden sie vollends.

Büchsenfleisch ist verdorben, wenn die Büchse an irgendeiner Stelle gewölbt ist. In diesem Falle ist Vorsicht dringend geboten.

Trockene und mehlig Kartoffeln werden erzielt, wenn man das Salz den Kartoffeln erst dann beifügt, wenn das Wasser fast kochend ist. Um den Kartoffeln — besonders alten — ein schöneres Aussehen zu geben, legt man dem Wasser kurz vor dem Sieden einen Teelöffel Essig zu.

Suppe läßt man nie hart kochen, sondern nur ganz langsam wallen. Das meiste von der

Flüssigkeit kocht ein und der beste Geschmack geht verloren, wenn die Suppe stark kocht oder zu schnell erhitzt wird.

Verfengte Stellen auf Kleidern können durch Zitronensaft, wenn sofort angewandt, beseitigt werden.

Öhrflecke von Händen beseitigt man durch Reiben mit einer mit Essig angefeuchteten Brotkruste, auch kann man die Hände mit Speck einseifen und dann mit Seife und kaltem Wasser waschen.

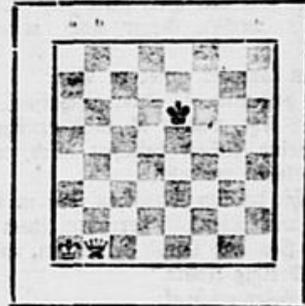
Schach-Gde.

(Alle Zuschriften und Anfragen an Gen Alois Pak Druck- und Verlagsanstalt, Tepitz-Schönan, Fichtlergasse.)

26. Fortsetzung.

Bild 27.

Mattsetzung mittels Dame.



Matt in 9 Zügen.

Das Matt wird in längstens 9 Zügen herbeigeführt. Am raschesten führt die sofortige Annäherung des Königs zum Ziel (auch Dd5 oder Dd3 ist gut, dauert aber länger).

1. Kb2! Kd5 (oder anders). 2. Ke3 Ke5, falls der K. auf die sechste Reihe zieht, geht ihm der weiße K. nach. 3. Dc6 Kf4 (oder 3. ... Kd5. 4. Dc8). 4. Kd4 Kf3. 5. Dg5 Kf2. 6. Dg4 Ke1. Jetzt ist der König an den Rand gedrängt. 7. Ke3 (auch 7. Dg2) Kf1. 8. Dg5 (g6 bis g8). Ke1. 9. Dg1 matt.

Bild 28. Das Patt.



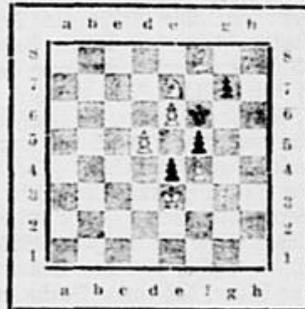
Pattstellung wenn Schwarz am Zuge

Man muß beachten, daß man den König nicht Patt setzt, das ist ihm die Möglichkeit nimmt, zu ziehen (sein Zugrecht auszuüben). In solchem Falle ist das Spiel unentschieden. Beispielsweise Bild 27, Mattsetzung mittels Dame nach dem 7. Zuge von Schwarz Kf1. Ginge die weiße Dame nach g3, wäre Schwarz patt. Dadurch hätte man im letzten Augenblick den sicheren Sieg aus der Hand gegeben.

Fortsetzung folgt.

Schachaufgabe Nr. 1.

W. Henke, Dresden (Original).



Schwarz: Kf6, Be4, f5, g7 (4).

Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ke3, Lf8, Se7, Tc8, Bd5, e6, f4 (7).

Lösungen sind bis längstens 22. Februar, J. an oben angeführte Adresse einzusenden. Die Namen der richtigen Löser folgen in Nr. 8.